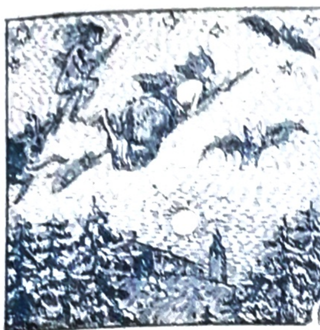




Heimat-Geschichte und -Sage

1000 Jahre Goslar

Vom Dasein der Stadt Goslar haben wir aus dem Jahre 922 die erste sichere Nachricht und können so im Jahre 1922 die Jahrtausendfeier der Stadt begehen. Als eine uralte Siedelung – das bezeugt ihre Namensform – bestand sie schon viele hundert Jahre, als König Heinrich I. in den furchtbaren Jahren der Ungarnzüge ihr seine Aufmerksamkeit zuwandte. Unter dem Schutze der Herrscher aus sächsischem und salischem Hause ist sie, namentlich als der Erzreichtum des Rammelsberges entdeckt war, aufgeblüht und eine Zeitlang der Lieblingsaufenthalt der Könige und Kaiser und geradezu der Mittelpunkt des Reiches gewesen. Heinrich III. und sein Sohn Heinrich IV. haben sie sogar zur ständigen Hauptstadt des Reiches machen wollen.

Ueber den Kämpfen um die Herrschaft in Italien sank aber die deutsche Kaiserherrlichkeit in Trümmer, und Goslars Einwohner waren bald allein auf sich gestellt, mußten sich in der Not der Zeit, im Kampfe mit neidischen Nachbarn und übermächtigen Fürsten aus eigener Kraft zu erhalten suchen. Ein kräftiges, selbstbewußtes Bürgertum erwuchs in diesen Kämpfen, eine kluge Stadtregierung, aus der Mitte der Bürger hervorgegangen, wußte die Geschicke der Stadt geschickt zu leiten, und so wurde die Stadt allmählich eine der reichsten und mächtigsten Städte ganz Norddeutschlands, eine Zierde der Hansa. Unglücksfälle, die sie oft trafen, schreckten weder Rat noch Bürgerschaft ab, weiter auf dem eingeschlagenen Wege vorzuschreiten, bis im Jahre 1552 der braunschweigische Herzog dann all dieser Blüte ein Ende machte.

Aber auch jetzt wieder erhob sich die Stadt; erst der Dreißigjährige Krieg brachte ihr neuen Niedergang, und die Nöte des Siebenjährigen Krieges vollendeten dann das Elend der Stadt, das die Tatkraft ihres letzten großen Bürgermeisters, Joh. Georg Siemens, mit Mühe zu wenden begann.

Im Anschluß an ein größeres Gemeinwesen, den preußischen Staat, hat die Stadt in neuer Betätigung ihrer alten Tugenden, Arbeit und Schaffensfreudigkeit und geschicktem, weitausschauendem Unternehmersinn sich wieder emporgearbeitet und eine neue Blüte erreicht, die der alten, einst durch fremde Gewalt vernichteten, kaum nachsteht.

Darauf aber gründet sich nun auch alle Hoffnung auf das fernere Gedeihen der Stadt. Unternehmersinn und zielbewußtes, rastloses Schaffen und Arbeiten werden ihr auch über die schwere Zeit hinweghelfen, die sie jetzt gemeinsam mit dem ganzen deutschen Vaterlande erlebt; in Not und Elend gegründet, begeht sie wieder in Zeiten schlimmster deutscher Not ihre Jahrtausendfeier. Auch aus der gegenwärtigen Not wird sie nur um so größere Kraft zu neuem Gedeihen und neuer Blüte schöpfen. Mag dabei auch vieles stürzen und vergehen; auch ihr bleibt der Trost des Spruches:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
und neues Leben blüht aus den Ruinen.

W. W.

Wie der Rammelsberg an die Stadt Goslar kam

Die Stadt Goslar feiert im Jahre 1922 ihr tausendjähriges Bestehen; mit ihr feiert der Bergbau im Rammelsberg, denn auch dieser geht auf jene frühen Zeiten zurück, in denen die uralte Siedelung Gosilare unter König Heinrich I. ins Licht der Geschichte tritt. Seit 1000 Jahren sind Stadt und Bergbau, Bürger und Bergleute in allen ihren Beziehungen eng verbunden gewesen; es hat eine Zeit gegeben, in der der Bergbetrieb einmal ganz in die Hände der Stadt übergegangen, in der die Stadt zur Bergherrin des Rammelsberges und seiner weit über den Oberharz hin verstreuten Hüttenwerke geworden war.

Und das kam so. Um das Jahr 1350 begann der Bergbau im Rammelsberge langsam einzugehen, wie die Sage meldet, infolge eines großen Unglücks, das Hunderten von Bergleuten das Leben gekostet haben soll, wahrscheinlich aber, weil man in den immer tiefer gehenden Gruben des Wassers nicht mehr Herr werden konnte. So trat, während im Volk allerlei Sagen vom Bergmönch und neidischen Venedigern umgingen, die

die Schätze des Berges hätten verschwinden lassen, der Rat der Stadt auf, um die Quelle des Wohlstandes der Stadt nicht versiegen zu lassen. Er lieh den Wald- und Bergleuten Geld zum Ankauf von Grubenteilen oder zur Herstellung aller möglichen Anlagen, um des Wassers Herr zu werden. Aber die Arbeit der Wald- und Bergleute blieb ohne Erfolg; einen Ableitungsstollen für das Bergwasser mußte man bald wieder liegen lassen, und zuletzt blieb der Stadt nur übrig, von sich aus einen Versuch auf Beseitigung des Wassers zur Wiederherstellung des Bergwerks zu machen. Sie gründete im Jahre 1407 eine Gewerkschaft, die das Werk übernehmen sollte. Einen Viertelanteil übernahm die Stadt selbst, sechs andere Gewerken, bei denen aber fünf Bürger waren, das übrige. Auswärtige Geldbesitzer waren überhaupt nicht zugezogen; das ganze Unternehmen sollte rein als Werk der Stadt für ihre Bürger, zu ihrem Nutzen und zu ihrer Nahrung durchgeführt werden. Der erste Versuch aber mißlang. Man hatte offenbar an den Einbau einer Wasserkunst gedacht, denn die bisher gebrauchten Schöpfeimer und kleinen ebenfalls durch Handkraft bewegten Handkünste waren nicht einmal stark genug, dem fortwährend zuströmenden Wasser Einhalt zu tun, geschweige denn die voll Wasser gelaufenen Gruben wieder zu leeren. Die Anlage eines Abflußstollens erforderte aber so große Mittel und war auch technisch so schwierig zu bewältigen, daß sich die Stadt der Einsicht in die Beschränktheit der vorhandenen Mittel nicht verschließen konnte und versuchen mußte, finanziell und technisch möglichst leistungsfähige Gewerken zu gewinnen. Im Jahre 1418 gründete die Stadt eine neue Gewerkschaft. Wieder übernahm die Stadt ein Viertel, ein weiteres Viertel das reiche Stift Walkenried, ein drittes eine Gesellschaft von fünfzehn Bürgern der Stadt und ein Achtel das Domstift von Simon und Judas. Das letzte Achtel sollte als Belohnung dem böhmischen Geistlichen Michael von Broda zufallen, einem in jedem Sinne modernen Mann, der glänzende Reklame mit recht mäßigen Leistungen zu verbinden verstand. Seine geplante Wasserkunst kam nicht zustande; so löste sich auch die Gewerkschaft wieder auf. Fürsten und Herren, die der Stadt hätten gefährlich werden können, waren satzungsgemäß von ihr ausgeschlossen gewesen, jetzt kaufte die Stadt auch die meisten anderen Anteile wieder auf. Erst im Jahre 1453 gelang es einer neuen Gewerkschaft, die aus der Stadt Goslar, der Stadt Lüneburg und dem Kloster Scharmbeck bestand, den Techniker zu gewinnen, der nun nach mehr als hundertjährigem Darniederliegen des Bergbaues durch sein technisches und finanzielles Geschick den Betrieb der Gruben wieder zur Blüte brachte, Meister Klaus von Gotha. In 100 Jahren war eine Aufgabe bewältigt, die später schon die Technik des 17. und 18. Jahrhunderts spielend bewältigte.

Das Ziel, den Bergbau wieder technisch in Gang zu bringen, war erreicht. Nun galt es für den Rat, sich auch finanziell den Löwenanteil am Ertrage des Bergwerkes zu sichern. Der Rat hatte unterdessen, ohne daß man viel Aufhebens von der Sache gemacht hatte, den Erwerb des Holznutzungsrechtes in großen Gebieten des Harzwaldes durchgesetzt. Um das Jahr 1455 betrug das Waldgebiet, in dem der Stadt Goslar das ausschließliche Nutzungsrecht, namentlich das Kohlennutzungsrecht für die Erzschmelze zustand, ein Vielfaches des heutigen Stadtforstgebietes. Bis an die Bruchberge und an die Stadtgrenze von Osterode erstreckte sich der vom Rat zu Goslar beherrschte Wald.

Nun war die Lage der Stadt allerdings zunächst schwierig. Die Verteilung der Anteile am Berge hatte sich inzwischen wieder verändert. Den weitaus größten Teil hatte jetzt der Bischof von Verden, beteiligt waren auch noch der Rat von Lüneburg, das Domkapitel von Hildesheim und der Graf von Mansfeld. Die Stadt aber betonte jetzt ganz besonders das Recht des Bergregals, nach dem ihr der zehnte Teil des gesamten Ertrags des Bergwerks zustand. Das war das Recht, das im Jahre 1235 von dem Kaiser an die Herzöge von Braunschweig und dann nach mancherlei Irrfahrten pfandweise an die Stadt gekommen war.

Infolge des stets steigenden Ertrags des Bergwerks stellte dieser Zehnte jetzt eine bedeutende Einnahme dar, und der Rat dachte nun, auf diese Einnahmen gestützt, an die Erwerbung aller Berganteile, an die Erwerbung des gesamten Rammelsbergs. Deshalb setzte man zunächst durch, daß neue Gruben nur an Goslarer Bürger ausgegeben werden sollten; von 19 solcher neuen Schürfstellen war bald die Rede. Dann erwarb der Rat die Anteile der kleinen Gewerken, vor allem aber den Anteil der Stadt Lüneburg, die im Jahre 1494 ganz aus der Gewerkschaft ausschied. Das nötige Geld verschaffte sich der Rat aus dem Zehnten, aus Anleihen bei den Bürgern und auch aus Verbindungen mit auswärtigen Geldmännern. Eine solche Verbindung mit dem großen böhmischen Techniker und Finanzmann Johann Turzo, hinter dem noch die Gelder des ebenso berühmten Chemnitzer Unternehmers Ulrich Schütz gestanden haben müssen, dauerte natürlich nicht lange, denn der Rat wollte um keinen Preis in fremde Abhängigkeit geraten. So mißlangen auch die Versuche der Leipziger Geldmänner, sich dauernd im Bleihandel, von Braunschweigern, sich im Kupferhandel festzusetzen. Der Rat lieferte diesen eine Zeitlang jährlich mindestens zwölfhundert Zentner Vitriol mit kontraktlicher Festlegung dieser Mindestleistung, aber er trat dann doch sehr bald von diesem Vertrag wieder zurück.

Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts buchte die Stadt den großen Erfolg der Erwerbung auch der Anteile des Bischofs von Verden und des Grafen von

Mansfeld. Der gesamte Ertrag des Bergwerks kam jetzt der Stadt und ihren Bürgern zugute, und in der neuen Bergordnung des Rates wurde denn auch der Berg geradezu ausschließlich für die Bürger der Stadt in Anspruch genommen und jedes Eindringen Fremder in den Besitz und Bau als „Verwüstung der Nahrung der Stadt" bezeichnet. — Wie dieser Besitz nun aber wieder verloren ging und Goslar zuletzt von der stolzesten Höhe seiner Machtstellung durch den Frieden von Riechenberg im Jahre 1552 wieder herabstürzte, das soll ein ander Mal erzählt werden.

Von Professor Dr. W. Wiederhold.

Plattdeutsch muß wieder mehr Volkssprache werden!

Der plattdeutschen Muttersprache wieder eine größere Verbreitung zu verschaffen, machten sich Anfang vorigen Jahrhunderts eine Anzahl heimatliebender Männer zur Aufgabe, allen voran Klaus Grot und Fritz Reuter; und diesen Streitern für die plattdeutsche Sprache folgten in neuerer Zeit nicht minder brave Männer. Niedersachsens Heimatdichter waren es in Sonderheit. Aber ihre Schriften konnten allein nicht den gewünschten Erfolg haben, denn sie kamen zu wenig ins Volk. Niemand aus dem Kreise der Buchkäufer denkt daran, daß das, was er gelesen oder gar vorgetragen hat, seine Volkssprache ist, die er immer im Munde führen müßte und die sein Ureigenstes sein sollte. Leider herrscht in den Kreisen der Gebildeten vielfach die Meinung, plattdeutsch zu sprechen sei nicht fein und viele sind geradezu ängstlich bemüht, jedes plattdeutsche Wort zu vermeiden. Hierin liegt für unsere niederdeutsche Mundart die größte Gefahr. Leute, die auch gern „fein" sein wollen, ahmen das von den Gebildeten gegebene Beispiel nach und halten auch ihre Kinder dazu an, nur hochdeutsch zu sprechen. Nicht nur von den Stadtleuten gilt dies, sondern leider auch in den Bauernkreisen, in denen viel länger der Väter Sprache gepflegt und hochgehalten war. Auf dem Lande entstand mit der Zeit ebenfalls eine Sucht, durch den ausschließlichen Gebrauch hochdeutscher Sprache „gebildet" zu erscheinen und das Bestreben, den Kindern „Stadtbildung" angedeihen zu lassen. Berufene Gelehrte haben dagegen schon vor Jahren die Forderung aufgestellt, daß jeder Gebildete den Dialekt seiner Heimat zumindest verstehen, möglichst auch sprechen können müsse; verlange man doch auch von jedermann aus dem Volk, daß er neben seinem Dialekt Hochdeutsch verstehe. Getan ist von denen, die es angeht, jedoch herzlich wenig, namentlich in unserer Gegend, im Gegensatz zu Oldenburg und Ostfriesland, wo ein viel stärkeres Heimatsgefühl herrscht. Achtlos geht man bei uns an der Bewegung vorüber und die heimische Sprache mit ihrem eigenartigen Wohllaut ist nur wenigen vertraut. So bleibt die Schule unsere Hoffnung, der Verfechter des Plattdeutschen zu werden, und hoffentlich wird sie auch nicht versagen.

Die große Not, die über unser deutsches Volk hereingebrochen ist, verlangt gebieterisch, daß wir uns, nachdem wir bettelarm geworden sind, auf unsere ideellen und kulturellen Reichtümer besinnen, und zu diesen müssen wir in erster Linie auch unsere Muttersprache zählen. Echte, schlichte Niedersachsenart schafft auch ganze Persönlichkeiten, die wir heute nötiger haben als je. Wir müssen unsere engere Heimat mit ihren Eigenarten, mit ihrer alten, gemütlichen, plattdeutschen Sprache wieder lieben lernen, weil aus der Liebe zur engeren Heimat die Liebe zum großen deutschen Vaterlande ersprießt.

In der Landbevölkerung steckt noch der gute Kern, er braucht nur genährt und gepflegt zu werden. Es ist eine Freude, in den von den modernen Anschauungen weniger berührten Orten unserer Heimat die Eingesessenen „schnacken" zu hören. Wie warm berührt die urdeutsche, kernige Sprache! Deshalb wird es auch nicht gelingen, das Plattdeutsche auszurotten; doch sollten alle diejenigen, die mit der Landbevölkerung in Berührung kommen, recht vorsichtig sein im Gespräch mit dem, der an Plattdeutsch festhielt, weil er sich ihrer in Ermangelung jeglicher Kenntnis des Hochdeutschen bedient. Erfahrungsgemäß kauft der Landbewohner noch mal so gern in einem Geschäft, in dem man Rücksicht auf seine Eigenheiten zu nehmen versteht und leichten Herzens geht der kleine Mann in die Amtsstube seiner Kreisstadt, wenn er weiß, daß er dort einen „gauen Minschen" findet, der kein Arg daraus hat, wenn er mit seiner „Benehmige" nicht weiter kann und so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Dann heißt es acht geben, daß solche Leute nicht eingeschüchtert werden und so schließlich mit dem, was sie beabsichtigen, das Gegenteil bezwecken.

Heimatfeste muß man mitgemacht haben, um zu erkennen, wie die Landbevölkerung noch an Althergebrachtem hängt. Von den Lippen der plattdeutschen Redner reißt fast jeder Einzelne die Worte und mit Begeisterung stimmt die Menge in das Hoch ein auf die Heimat und leistet feierlich den Schwur der Treue. Noch ist überall die Liebe des Volkes zur Heimat und der Wille, die Treue dem Vaterlande zu halten, zu finden. — Möge dies an maßgebender Stelle Beachtung finden!

Nicht zuletzt ist auch die Kirche berufen, dadurch mitzuhelfen, daß sie Gottes Wort in der Sprache des Volkes verkündet. Hat doch im Auftrage Dr. Martin Luthers, dessen treuer Freund Johann Bugenhagen, meist Dr. Pomeranus genannt, die Lutherbibel in die plattdeutsche Sprache übersetzt. Eine Gesamtausgabe erschien 1534 in Lübeck, dessen Bürger redlich für ihre Verbreitung im Volke sorgten. Erst im 17. Jahrhundert, als die plattdeutsche Predigt verstummte, ging auch die Verbreitung der Bugenhagenschen Bibelübersetzung zurück, für viele Millionen Plattdeutscher eine bittere Tatsache.

Zweihundert Jahre vergingen, bis Meldungen von neuen Bibelübersetzungen ins Plattdeutsche bekannt wurden und hier und da erstand auch in den Kirchen das ehrliche Plattdeutsch wieder. Die Hannoversche Kirche erinnerte sich der plattdeutschen Lutherbibel, wechselte einige ungebräuchliche Worte aus und, getragen von dem alten Glauben und neuem Mut, trat im Hannoverlande die plattdeutsche Bibel, von vielen freudig begrüßt, wieder erfolgreich ins Leben.

Da auch der Bergkalender sein Teil beitragen will, die Freude an der Wortschönheit der plattdeutschen Sprache in allen Kreisen zu wecken und an deren Verbreitung mitzuwirken, bringen wir nachstehend neben einigen Beiträgen, in denen Berufene die Ursprache unserer Väter wiedergeben, auch eine Probe aus der plattdeutschen Bibel. Nur klein ist der Kreis, aus dem die Beiträge -